Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 31 — Marburg i. H., den 3. August — **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön — Näher, mein Gott, zu Dir — Missionsliteratur (Witte, Simon, Flierl u. A.) — Vom innern Frieden des deutschen Volkes (das Thimme'sche Sammelwerk) — Im Fürstenlager — Zum Fall Foerster — Verschiedenes: Der Tag des Deutschen, und Anderes (Natorp); Kriegsliteratur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Vöglein im Walde die sangen so wunderschön

Im Park von Hooge war's. Wir standen lauschend
Im Dunkel da, es sollte Sturmtag sein.
Schon glitten droben durch die Lüfte rauschend
Die Eisengrüße in des Feindes Reih'n.
Schon hub er an, das Feuer zu erwidern,
Bald schwillt es wie von tausend Ungewittern,
Im Wald ein einz'ges Krachen, Bersten, Splittern —
Da, horch! Ein Morgengruß von Vogelliedern!

Die Sonne kam, und wie in Friedenstagen
Erhob die kleine Schar ihr Lobgetön.
Zu unsrer aufgeregten Herzen Schlagen
Wie klang ihr Jubel eigen und wie schön!
Bald wie ein Gruß aus früh'sten Kinderzeiten,
Bald hoffnung- und verheißungbringend,
So fröhlich-feierlich, so stürmisch-dringend,
Als gäb es Wonnen nur und Seligkeiten.

So, Seele, tu auch du, und aus den Schrecken
Der Stunde schwing dich auf zum Quell des Lichts!
Vergiß, was dich mit Grau'n und Angst will decken,
Veracht' es mutig, und es ist ein Nichts!
Laß von der Sonne dirs an jedem Morgen
Aufs neue künden, daß ein Vater droben
Die Fäden lenkt auch in der Feldschlacht Toben
Zu deinem Besten. Den laß für dich sorgen!

Adolf Perdisch
(gefallen vor Verdun)

Näher, mein Gott, zu Dir

Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch. — Jak. 4, 8

In welcher Seelenverfassung trifft uns das dritte Kriegsjahr? Hört man auf die Wortführer, so vernimmt man aus den Welt-Völkern heraus zwei deutlich unterscheidbare Stimmen. Die eine ist die Stimme derer, die Willen, Leidenschaft, Nerven zur äußersten Kraft aufpeitschen möchten, denn die Stunde der Entscheidung ist da. Die andre ruft mit fieberhafter Ungeduld das Wort Friede und spricht allem, was da noch Widerstand leistet, das Urteil.

„Ein Jeglicher sei seiner Meinung gewiß." Auch in den nationalen, politischen Dingen.

Es ist aber und bleibt das Vorrecht der Religion, daß sie in die Stille ruft. Je unruhiger es ist um uns her, je unruhiger — ach nur zu oft — auch in uns selber, desto mehr tut sie das. Du versäumst darum nichts. Der Krieg wird darum nicht weniger tapfer geführt, der Friede kommt darum nicht später.

Wenn nun der religiöse Mensch dieser Stimme folgt und sich auf sich selbst besinnt, dann ist es das natürlich Gegeben für ihn am Ende des zweiten Kriegsjahrs, daß er sich ernsthaft fragt: Hat diese Zeit mit all dem, was sie uns brachte, uns Gott näher geführt? Denn darauf kommt es dem religiösen Menschen schließlich ganz allein an, daß er Gott näher kommt.

Alles vergehet,
Gott aber stehet
ohn alles Wanken;
seine Gedanken,
sein Wort und Wille hat ewigen Grund.
Sein Heil und Gnaden,
die nehmen nicht Schaden,
heilen im Herzen
die tödlichen Schmerzen,
halten uns zeitlich und ewig gesund.

Viele verstehen das nicht. Es hat auch keinen Zweck, mit ihnen darüber zu disputieren. Aber für uns, denen Gott die allergrößte und allergewisseste Wirklichkeit ist, die es gibt, vor der Leben und Tod, Krieg und Friede, Jubel und Herzeleid von uns Menschenkindern zu einem Hauch verblassen, für uns ist das genau der Punkt, in dem und über den wir uns verstehen. Dann aber ist die Bedeutung dieses Krieges und all seiner Erfahrung für uns in der Frage beschlossen: Hat er uns Gott näher gebracht?

Darauf können wir uns aber nur Antwort gewinnen, wenn wir zuerst einmal ganz gründlich ein jedes an sich selber denken: Hat der Krieg **mich** Gott näher gebracht? Das scheint eng und eigennützig. Aber einmal gibt es keine andre Methode, die zum Ziele führt. Sodann, ist das nicht ein religiöser Unfug, wenn wir immer fragen: ist **das Volk**, sind die Leute, die Leute daheim, unsre Krieger in der Etappe und in der Front, durch diesen Krieg frömmer geworden? und fangen nicht bei uns selber an mit diesem Examen, bei unserer höchsteigenen Person.

Da soll nun ein jedes wohl in aller Stille sich selber Rechenschaft geben. Aber wenn unser Befund darnach ist, müssen wir auch den Mut haben zu sagen: Ja, ich bin durch diesen Krieg reicher und reifer und frömmer geworden. Und dann sollen wir Gott danken und Mut daraus schöpfen und mit solchem Mut zu den Andern gehn.

Es werden aber solches Bekenntnis gern und freudig Viele mit mir ablegen. Freudig, wenn gleich auch unter Schmerzen und mit Seufzen, darüber nämlich, daß so Furchtbares kommen mußte, um mein inneres Leben tiefer und reicher zu machen. Aber hat mich der Krieg Gott näher gebracht, so ergebe ich mich auch darin dem Willen seiner Wege.

Treten wir dann aus unsrer Seele heraus, so spüren wir wie Andere Gleiches erlebt haben. Wieviele es sind, das können wir gar nicht wissen. Auch nicht errechnen oder erraten. Genug, die Augen sind uns dafür geöffnet, wir erkennen und kennen sie. Und das ist eine große Wohltat. Das bringt uns Gott wieder ein Stück näher.

So schauen wir dann in unser liebes deutsches Volk hinein. Und wir sehen das viele Gute, Edle, Tapfere und Große, das dieser Krieg zu Tage gebracht hat. Und wir sehen auch Andres;

aber wir sind der ewige Richter nicht und können Licht und Schatten weder messen noch wägen; und wir halten uns mit der Kraft der Liebe und des Glaubens zu unserm Volk und werfen unser Gewicht auch in die Wagschale und freuen uns dankbar der Gemeinschaft, die wir haben, und stehen zusammen in Freud und Leid. In alledem, denken wir, kommt unser Volk Gott ein Stück näher. Ob wir alle zusammen täglich viel fehlen, wir erfüllen doch unsre Bestimmung in der Welt. Gott hat mit unserm deutschen Volke noch etwas vor. Haben wir den dreißigjährigen Krieg überstanden, wir werden auch den dreijährigen überstehn. Und hat uns der dreißigjährige Krieg unsrer Bestimmung näher gebracht, warum nicht der dreijährige? Nur daß es wahr sein und wahr werden möge an meinem Volk: näher, mein Gott, zu Dir!

Hier halten nun viele gute Deutsche und gute Christen inne. Hier kommt nun der heilige Haß. Sie machens drüben auch so. Aber das rechtfertigt nicht. Mir ist kein Zweifel, daß das Erlebnis, welches die religiösen Menschen in und an diesem Kriege haben, unter den feindlichen Völkern im wesentlichen das gleiche ist. Und wenn die Christenheit von außen heute das Bild einer gräulichen Zerrissenheit bietet, wenn „das christliche Europa" vor den heidnischen Weltteilen dasteht wie ein Spott, kann doch der lebendige Glaube da auch nicht einen Augenblick zweifeln und verzweifeln. Hört man unsre Missionsleute, so wird man immer wieder überrascht durch die Kunde, wie wenig im Grunde dieser Bankerott der Christenheit die Heiden draußen abschreckt vom Christentum, wie treu die einmal durch die Botschaft von Jesus Gewonnenen zu ihrem Gott halten. Ist das nicht eine Verheißung? nein, eine Bürgschaft? Und wenn auf die jetzige Niederlage des Welthandels voraussichtlich eine Zeit des Aufschwungs in unerhörter Arbeitslust folgen wird, wieviel gewisser auf die geistige Zertrennung der Völker ein Zusammenfluten und Zusammenschaffen auf ganz neuem Grunde! Es werden aber die Menschen es sein, die dabei die Führung haben, die Gott näher gekommen sind in dieser Zeit.

Noch sind wir nicht so weit. Noch sind die Hindernisse der feuerspeienden Schützengräben, noch die Schranken der staatlichen Zensur aufgerichtet und hemmen die Gemeinschaft. Noch heißt es den Kelch bis zu Ende leeren. Aber, weil man Gott näher gekommen ist auch in dieser Zeit: unverzagt und ohne Grauen. Durch gute Gerüchte und durch böse Gerüchte, durch Erntesegen und bittre Sorge, durch fröhliche Heimkehr und durch Nimmerwiedersehn, durch Sieg und Niederlage, durch unverhofftes Glück und banges langes Warten. Es gilt ganz einfach, fest und stark unsre Pflicht zu tun gegen Kaiser, Volk, Vaterland bis zum Aeußersten. Dabei wartend der heimlichen Gnade, die auch im dritten Kriegsjahr uns erquicken wird: Näher, mein Gott, zu Dir! R

Missionsliteratur

1 [1])

Aus dem weitverzweigten Arbeitsbereich der christlichen Mission ragen zwei Gebiete hervor, die die Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf sich ziehen: ihre Mitarbeit an der Neugestaltung Ostasiens und ihre Auseinandersetzung mit der Welt des Islam. Der Beginn der Neuzeit für die Völker Ostasiens ruft nach religiösen und sittlichen Kräften, um ihrer Zukunft den notwendigen inneren Halt zu sichern. Ihre alten religiösen und ethischen Systeme brechen unter dem Druck der einströmenden, individualistisch gerichteten Kultur zusammen und drohen jene Völker an einen Abgrund innerer Hohlheit zu führen, wenn ihnen nicht zugleich mit der westlichen Kultur deren Kraft und Salz, das Christentum, gebracht wird. Diese Lage der Dinge bietet der christlichen Mission in Ostasien, namentlich in Japan, wo die Erkenntnis eines Bedürfnisses darnach in den führenden Kreisen schon weiter durchgedrungen ist als in dem noch gärenden China, reiche Gelegenheit zur Arbeit, wie frühere Jahrzehnte sie kaum geahnt haben. Sie legt ihr aber auch die ernste Verantwortung auf, die gegenwärtige Zeit der Krisis zu benutzen und den Ostasiaten die begehrte oder unbestimmt gesuchte Hilfe jetzt mit Einsetzung aller Kraft zu bringen, ehe sie etwa an einer christentumslosen westlichen Kultur innerlich zu Grunde gegangen sind.

Ueber diese Voraussetzungen christlicher, deutscher, evangelischer Missionsarbeit in Ostasien und ihre Aufgaben hat der Missionsdirektor des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins Lic. J. Witte eine lichtvolle und nüchtern-kritische Untersuchung veröffentlicht: Ostasien und Europa, das Ringen zweier Weltkulturen (Tübingen 1914, J. C. B. Mohr. 244 S. 5, geb. 6,20 Mk.). Der Hauptwert des Buches scheint mir in dem ausführlichen Nachweis zu bestehen, daß die Entwicklung Japans und Chinas in der neueren Zeit die Arbeit der Mission zu einer unumgänglichen Liebespflicht aller derer macht, denen überhaupt an einem Durchdringen des Reiches Gottes und seiner Ideale in der Welt gelegen ist. Die nüchterne Abwägung aller bei diesem Nachweis mitsprechenden Gesichtspunkte macht das Buch zu einer wertvollen Apologie der Mission an diejenigen, die ihr mit theoretischen Bedenken von der Religionsgeschichte oder Rassenpsychologie her gegenüberstehen. Pfarrer, die bei Gebildeten Verständnis für die Mission erwecken wollen, werden an Wittes Gedankengängen ein lehrreiches Hilfsmittel finden. Seine Begründung der Mission auf die Liebespflicht gegen die fremden Völker fordert freilich als Ergänzung den Hinweis auf den von Gott der Christenheit gegebenen Missionsberuf oder auf das religiöse Selbstbewußtsein der Christenheit. Diese Begründung, die bei Witte zurücktritt, ist den Missionaren selbst stets wesentlich gewesen und von ihnen als Gehorsam gegen den Missionsbefehl Christi verstanden worden. Aber Wittes Darlegungen sind allgemeiner gerichtet und werden auch auf einen kritisch Gebildeten Eindruck machen. Recht geschickt wird die innere Not Ostasiens in doppelter Weise entwickelt, zunächst aus dem Zusammenstoß der beiden Weltkulturen und der unwiderstehlichen Ueberlegenheit der westlichen Kultur, die sich durch ihre Errungenschaften dem Osten aufzwingt und seine alten Grundlagen ins Wanken bringt, sodann aus dem Unvermögen der alten Religionen des Ostens, diesem Umschwung gerecht zu werden und der neuen Zeit zu bieten, was sie braucht. Den Chinesen erscheint die Mission freilich immer noch als aufdringlich und volksfeindlich, obwohl auch dort in der neuesten Zeit manches Urteil sich gewandelt hat, aber ihr Verhalten beweist nichts gegen ihre Christentumsbedürftigkeit. Im Zusammenhang mit Erörterungen über Fehler, durch die die chinesische Mission solche mißtrauischen Vorurteile selbst mitverschuldet haben mag, weist Witte das gute Recht der Methode seiner Mission in China neben den von andern Missionen befolgten Methoden überzeugend nach. Er will die Arbeit vorläufig auf indirekte Beeinflussung der führenden Kreise zugunsten des Christentums und Ueberwindung ihrer Vorurteile beschränkt wissen. Solche Arbeit ist nötig und heilsam, wenn daneben von anderer Seite die ebenfalls nötige Arbeit der Gemeindebildung und -Pflege geschieht, wie Witte selbst S. 158 andeutet. Diese letztere Arbeit, der sich wohl alle übrigen chinesischen Missionen widmen, muß sich natürlich auch an die literarisch ungebildete Masse des Volkes wenden, wenn die Gemeinden nicht einer Schar von Offizieren ohne Soldaten gleichen sollen. Die Christianisierung Chinas geht eben so wenig allein von oben nach unten wie von unten nach oben, vielmehr muß die Mission gleichzeitig alle Volksschichten zu erfassen suchen. Aber bei dieser ungeheuer verwickelten Aufgabe ist eine Arbeitsteilung je nach den besonderen Gaben der einzelnen Missionen nur zu begrüßen. Die dornenvolle Arbeit der Missionen, die in der Hauptsache mit ungebildeten Schichten zu tun haben, ihre reichlichen Enttäuschungen und ihre treue, geschickte Erziehungsarbeit an den jungen Gemeinden wird von Witte in ihrem Werte durchaus nicht unterschätzt (S. 185 ff). Wenn daneben der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein sich vornehmlich an die Gebildeten wendet und für diesen besonderen Zweck eine entsprechende Methode ausbildet, so ist seine Arbeit im Gesamtrahmen der chinesischen Mission nicht zu entbehren. Er mag seine besonderen Gaben,

[1]) Abschnitt 1 ist vor dem Kriege geschrieben. Die besprochenen Bücher behalten indessen ihren Wert auch für die jetzige und insbesondere für die kommende Zeit, wenn der Sturm vorüber sein wird und die alten Felder wieder mit alter Treue bebaut werden können.

an die Gebildeten heranzukommen, treulich anwenden, und die andern Missionen mögen seiner Arbeit gegenüber den Grundsatz betätigen lernen: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsteilung ist Raum und Bedürfnis für mancherlei Gaben in dem großen, vielgestaltigen China. In Japan braucht die Mission dagegen nicht in gleichem Maße mit Vorurteilen der Gebildeten zu rechnen, sodaß die Methode des Missionsvereins dort der Arbeit der andern Missionen ähnlich sein kann. Das Buch darf eine treffliche Darstellung der mit der Begründung und Rechtfertigung der Mission in Ostasien zusammenhängenden Fragen genannt werden und jedem empfohlen sein, der in der modernen Welt der Mission überhaupt und besonders ihrer Arbeit in China und Japan Freunde gewinnen will.

Das andere große Missionsfeld der Gegenwart, auf dem der Kampf mit dem Islam [1]) geführt wird, wird unter einem bestimmten Gesichtswinkel beleuchtet durch das bekannte Buch des früheren rheinischen Missionars Gottfried Simon, Islam und Christentum im Kampf um die Eroberung der animistischen Heidenwelt, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt (Berlin 1914, Verlag von Martin Warneck, 348 S. 6, gebunden 7 Mk.). Der Wert des Buches beruht in der bewußten Beschränkung auf ein abgegrenztes Gebiet, die großen, in niederländischem Besitz befindlichen Inseln des indischen Archipels. Dort hatte der Verfasser reiche Gelegenheit, eigene Beobachtungen zu sammeln, die er durch umsichtiges Studium der einschlägigen Literatur, auch der uns schwer zugänglichen holländischen Werke und Berichte ergänzt hat. So kann er ein reichhaltiges, durch viele Einzelheiten belebtes Bild der islamischen Propaganda auf jenen Inseln entwerfen. Er führt für ein einzelnes Gebiet gewissermaßen ein Musterbeispiel der Verhältnisse aus, die mit mehr oder weniger starker Dringlichkeit heute fast allgemein dem Christentum den Kampf mit dem Islam aufnötigen. Die Mission hat diesen Kampf bisher nicht gesucht. Aber sie muß einfach um ihrer Selbsterhaltung willen den hingeworfenen Handschuh aufnehmen und dem stoßkräftigen Angriff des Islam auf der ganzen Linie zu begegnen suchen. Dabei zeigt sich, daß sie durch ihre Gegenwirkung das wahre Wohl der animistischen Völker fördern und ihrem Fortschritt in jeder Beziehung dienen wird. Denn Simon belegt mit zahlreichen Beobachtungen, daß der Islam seine Verheißung, die heidnischen Völker religiös und sittlich zu heben, infolge seiner inneren Schwäche nicht erfüllen kann. Gerade seine äußere Stärke, die große Anziehungskraft auf die Animisten, ruht in seiner inneren Schwäche, seinem Unvermögen, den Animismus innerlich zu überwinden, und wird durch diese ihre Wurzel in der sittlichen und religiösen Trägheit der Menschen zum gleißenden Schein. Aber eben dieser Schein, der die Animisten ebenso wie manche Kolonialpolitiker blendet, ist die eigentliche Gefahr, weil er stolze Genügsamkeit an äußerer Kultur ohne innere Durchbildung verbreitet. Ernste Beobachter betonen auch die Konservierung des tief gewurzelten Animismus im Islam. Es bedarf wahrlich anderer Kräfte, um den Animismus mit seinen verderblichen Folgen des Aberglaubens und der Unbildung aus dem Menschenherzen auszurotten, als der Islam bieten kann. Sogar das Christentum hat Vergleiche mit dem Animismus geschlossen. Dem Leser des Simonschen Buches fallen auf Schritt und Tritt die Parallelen zwischen der islamischen Volksfrömmigkeit in Indonesien und unserer heimischen, besonders der katholischen Volksfrömmigkeit auf. Es ist eben dort wie hier der Animismus, der sich geltend macht, sobald man ihm das geringste Entgegenkommen zeigt. Was aber dem Christentum in ernstem Kampfe nur mangelhaft gelungen ist, wird dem nachgiebigen Islam erst recht nicht gelingen. Und doch hängt der innere, sittliche Fortschritt, die Erziehung der Naturvölker davon ab, ob ihr Animismus überwunden wird. Der Islam ist also unfähig, sie zu erziehen, und jeder Kolonialfreund, dem an der Erziehung der Eingeborenen gelegen ist, muß den kraftvollen Kampf der Mission gegen den Islam freudig begrüßen. Gerade der ernste Wille der Mission, den geduldigen Kampf gegen den Animismus zu führen, der sie zunächst dem oberflächlichen Islam gegenüber ins Hintertreffen bringt, sichert ihr eine bleibende Bedeutung für das sittliche und religiöse Heil der Menschheit. Wir empfehlen daher jedem ernsten Kolonialfreund den ersten Teil des Simonschen Buches zu gewissenhafter Erwägung. — Die den minderen Wert des Islam deutlich enthüllende und andrerseits das religiöse und sittliche Wohl der Naturvölker wahrhaft fördernde Hauptwaffe der Mission ist der Hinweis auf die Tatsache, daß in ihren Gaben wirklich lebendige Kräfte liegen. Nicht Disputationen über die Wahrheit der einen oder der andern Religion verschaffen ihr den Sieg, sondern der Beweis des Geistes und der Kraft. Darauf legt Simon den Nachdruck im zweiten Teil seines Buches, in dem er die Vorgänge bei der Bekehrung eines islamisierten Animisten zum Christentum schildert. Lebendiges Christentum muß ihm anschaulich werden und die Ueberlegenheit der Jünger Jesu über die Jünger Mohammeds zeigen. Ohne diesen Anschauungsunterricht wird ihm die Ueberlegenheit Jesu über Mohammed nie deutlich werden. In Niederländisch-Indien leisten diesen Dienst die vorhandenen christlichen Gemeinden in mustergültiger Weise. Auf die erwachte Frage nach der Herrlichkeit Jesu gibt dann die Missionspredigt die Antwort. Sie nimmt in der anhebenden Auseinandersetzung ihren Ausgangspunkt nicht in der Dogmatik, sondern im Evangelium. Die Person Jesu, wie die Evangelien sie schildern, tritt in wirkungsvollen Gegensatz zur Person Mohammeds. Daß Simon diese Methode der Missionspredigt empfiehlt, vom Leben Jesu auszugehen und von da zu dogmatischen Schlußfolgerungen zu gelangen, sei ausdrücklich hervorgehoben, z. B. S. 298:

> Die meisten unsrer Christen kommen nicht dadurch zu einem neuen Begriff von Gott, daß ihre Bedenken gegen die Dreieinigkeit erst einmal zerstreut werden ... Darum wird der Anstoß an der Trinitätslehre des Christentums auch in demselben Augenblick hinfällig, wo Jesu Werk und Person im Inneren des Mohammedanerchristen Raum gewinnt.

Die Einzelheiten, die an den christologischen Aussagen Simons zu beanstanden sind, treten zurück hinter diesem psychologisch richtigen Ansatz seiner missionshomiletischen Methode. Ein Fehler vieler Mohammedanermissionare war es, in Diskussionen über die Trinität, jenes bei Mohammedanern beliebte Thema, an der Sache vorbeizureden, statt eine lebendige Anschauung von der Sache der Theorie vorangehen zu lassen. Diese Methode der missionarischen Predigt, die Gestalt Jesu in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit darzubieten und die Theorie über ihn in die zweite Linie zu rücken, begegnet übrigens mehrfach in der neueren Missionsliteratur. Hier begegnet sich unsre theologische Wissenschaft und die Praxis der Mission. — Endlich sei die nüchterne Art hervorgehoben, mit der Simon die qualitativen Erfolge der Mission beurteilt. Er weiß, daß mit der Bekehrung zum Christentum der alte Animismus nicht verschwindet. Aber der christozentrisch erfaßte Gottesglaube ist im Gegensatz zum islamischen Gottesglauben mit seinem trägen Fatalismus ein Prinzip des Kampfes gegen die Sünde und des neuen Lebens, das sich langsam und sicher durchsetzt. Jedenfalls ist dem Animismus die Axt an die Wurzel gelegt, wo Jesus Christus mit seiner Kraft und seinem Ernst die Herrschaft antritt. Das inhaltreiche Buch, das viele Fragen des heutigen Missionslebens und der religiösen Psychologie aus der Erfahrung heraus beleuchtet, sei jedem Freunde der Sache bestens empfohlen.

Auf ein afrikanisches Missionsfeld, dessen Entwicklung für das Studium bestimmter missionspolitischer Probleme lehrreich ist, führen uns die Lebenserinnerungen des verstorbenen anglikanischen Bischofs von Uganda, Alfred Tucker, die unter dem Titel: Achtzehn Jahre in Uganda und Ostafrika erschienen sind. (Deutsch von O. Brandner. Dresden, Verlag von Otto Brandner 1912. 2 Bände, 288 und 266 S. Preis zusammen 7,50, gebunden 8,50 Mk.). Leider ist die Uebersetzung mangelhaft. Auch die Darstellung läßt zu wünschen übrig, da sie kein durchaus deutliches Bild von der Entwicklung

---

1) Unser gegenwärtiges politisches Bündnis mit islamischen Völkern nimmt uns durchaus nicht das Recht zu einer ernsten Auseinandersetzung mit der Geistesmacht des Islam auf dem religiösen und auf dem ethischen Gebiet. Die Mission darf daher nach wie vor von einem Kampf mit dem Islam reden.

der Dinge in Uganda bietet. Immerhin ist der große Anteil, den die eingeborne Kirche Ugandas an ihrer Selbstausbreitung genommen hat, herausgestellt worden, ebenso der Einfluß, der von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes auf die Missionslage ausgegangen ist. Wer endlich afrikanische Verhältnisse der älteren Zeit kennen lernen will, kann die Erinnerungen des vielgereisten Bischofs als reiche Fundgrube benutzen.

Umso mehr empfehlen wir die Einführung in die Probleme des Missionslebens, die ein deutscher Missionar auf Grund seiner Lebenserfahrungen geschrieben hat, Johannes Flierl: In den Missionsdienst! Reisebriefe eines alten Missionars (Leipzig, Verlag von H. G. Wallmann 1913. 142 S. 2 Mk.). Das ist wirklich ein prächtiges Büchlein, aus dem Leben heraus geschrieben und in die zwanglose Form von Reisebriefen an den zur Vorbereitung auf den Missionsdienst im Missionshause weilenden Sohn gefaßt. Man muß den Senior der Neuendettelsauer Mission in Deutsch-Neuguinea lieb gewinnen, wie er mit warmem Herzen und nüchternem Blick die Sache angreift und um Gegenliebe für seine Sache wirbt. Die Schönheit und die Schwierigkeit des Missionsberufes wird dem Leser in lebendigen Bildern vor Augen geführt, und bald wird uns deutlich, daß auch die Arbeit an den oft gering geachteten primitiven Völkern Aufgaben und Fragen in Fülle birgt, für deren Lösung es sich lohnt, das Leben einzusetzen. Das Büchlein ist in hohem Grade geeignet, Liebe zur Mission zu wecken.

Eine Fülle verschiedenartiger Verhältnisse und Probleme begegnet uns, wenn wir das weite Missionsfeld mit seinen mannigfaltigen Ländern und Völkern überblicken. Die Edinburger Weltmissionskonferenz 1910 hat versucht, in ihrem großen Bericht einen zusammenfassenden Ueberblick zu liefern. Um diese Arbeit fortzusetzen und stets neu zu ergänzen, hat der Ausschuß jener Konferenz eine großangelegte Zeitschrift begründet, die in starken Vierteljahrsheften in englischer Sprache erscheint: The International Review of Missions (Edinburg, seit 1912. Jährlich 8 Mk.). Die Zeitschrift bemüht sich, die gegenwärtig im Vordergrunde stehenden Aufgaben der Mission in zusammenhängenden Aufsätzen und Aufsatzreihen zu behandeln. Die Aufsätze tragen zwar oft die englische Unart der Weitschweifigkeit an sich, durch welche die Klarheit der Fragestellung bisweilen verdunkelt wird. Auch fehlt ihnen oft die Sachlichkeit und Nüchternheit unsrer deutschen allgemeinen Missionszeitschriften. Dennoch hat die Zeitschrift auch für uns großen Wert und wird ihren Dienst gegenseitiger Anregung und Ergänzung auch nach der gegenwärtigen Erschütterung der internationalen Solidarität der Mission fortsetzen müssen. Sie gibt von hoher Warte aus großzügig gedachte Anregungen, wie das Leben der Gegenwart für den Missionsmann zu deuten ist und welche Aufgaben es seiner Arbeit stellt. Bei dem allgemeinen und internationalen Charakter der Zeitschrift kommen die verschiedensten Auffassungen zum Wort; auch die verschiedenen Standpunkte der kirchlichen Richtungen und nationalen Eigenheiten können sich aufs beste ergänzen. Das Gesamtbild der Zeitschrift ist daher durchaus nicht einheitlich, aber lebensfrisch und arbeitsfreudig. Ihr Wert wird noch durch die Bibliographie erhöht, in der zum ersten Mal eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller neu erscheinenden Missionsliteratur in verschiedenen Sprachen erstrebt wird.

Einige kleinere Schriften zeigen wir kurz an. Unter den Jahrbüchern der Missionskonferenzen heben wir das der sächsischen Missionskonferenz hervor. (Leipzig, Verlag von H. G. Wallmann, 2 Mk.). Es erfreut uns jährlich durch seinen vielseitigen, gediegenen Inhalt. In erster Linie berücksichtigt es die sächsischen Verhältnisse und die Leipziger Mission, behandelt aber auch viele allgemeine Missionsfragen in erfreulicher Weise.

Zum ersten Male hat kurz vor dem Kriege die ärztliche Mission ein Jahrbuch herausgegeben (Gütersloh 1914, Verlag von Bertelsmann, 160 S., 1,50 Mk.). Aufsätze aus Werbearbeit und Praxis der ärztlichen Mission machen den Inhalt aus, 27 Abbildungen beleben den Text. Eine wertvolle Statistik über den gegenwärtigen Stand der deutschen ärztlichen Mission ist beigegeben. Wenn Engländer und Amerikaner uns in dieser Arbeit auch weit voraus sind, so dürfen wir doch in den letzten Jahren bei uns ein allmähliches Wachstum der missionsärztlichen Leistungen beobachten. Wir entnehmen dem Jahrbuch, daß zur Zeit 22 Aerzte im Dienste der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften stehen, außer 23 Missionaren und 50 Schwestern, die im Tübinger missionsärztlichen Institut einen regelrechten medizinischen Kursus durchgemacht haben. Die deutschen Missionen unterhalten 16 Krankenhäuser sowie 20 Hilfskrankenhäuser und 8 Zweigpolikliniken, endlich 24 Aussätzigenasyle (von letzteren allein 12 in Deutsch-Ostafrika, wo Mission und Regierung in der Aussätzigenpflege Hand in Hand arbeiten). Ebenso dürfen wir ein erfreulich wachsendes Interesse an der ärztlichen Mission in deutschen Missions-, Kolonial- und Aerztekreisen feststellen, woran zweifellos das deutsche Institut für ärztliche Mission in Tübingen ein Hauptverdienst hat. In den letzten zehn Jahren ist das deutsche Sprachgebiet mit einem Netz von Vereinen für ärztliche Mission überzogen worden, nachdem bereits vorher seit 1898 der Stuttgarter Verein die ärztliche Mission in Deutschland vertreten hatte. Das Jahrbuch zählt jetzt 14 Vereine, die teils im Anschluß an eine bestimmte Missionsgesellschaft arbeiten, teils die Freunde der ärztlichen Mission in einem bestimmten Landesteil zusammenschließen. Sie haben zusammen eine Jahreseinnahme von etwa 130 000 Mark. In den Vorständen sind die Aerzte in beträchtlicher Zahl vertreten, sodaß zu hoffen ist, daß das häufige Mißtrauen der Aerztewelt gegen die Arbeit der ärztlichen Mission im Schwinden begriffen ist. Die Werbetätigkeit unter den jungen Medizinern ist nicht erfolglos geblieben. Im Tübinger Institut haben bis 30. September 1913 bereits 50 Missionsmediziner gewohnt außer 27 Medizinern, die sich zunächst noch nicht zum Missionsdienst verpflichtet hatten. Wir haben allen Grund, uns dieser Zunahme an persönlichen Kräften zu freuen, müssen aber betonen, daß die dem deutschen evangelischen Christentum und seiner medizinischen Jugend gestellten Aufgaben größer sind. Möchte das Interesse an der ärztlichen Mission und die Bereitschaft für ihre Aufgaben auch künftig bei uns stetig weiter wachsen, damit dieser wichtige Hilfsdienst zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden in großem Umfang geleistet werden kann. Dazu möchte auch das empfehlenswerte Jahrbuch beitragen, das die alten Freunde aufmuntern und neue werben will.

In der Sammlung „Die Festpredigt des Freien Christentums" sind Predigten bei Festen der Aeußern Mission erschienen (Berlin, Prot. Schriftenvertrieb, 1,20 Mk., gebunden 1,50 Mk.), die wir sehr empfehlen können, da sie sich in ihrer Mehrzahl durch schlichte Gedankenführung und gute Missionskenntnis auszeichnen. Adolf Heermann

---

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes

Zahlreich lassen sich jetzt die Stimmen hören, die den Frieden im Innern, dessen wir uns erfreuen, auf die Dauer zu fesseln versuchen. Je mehr wir Feinde draußen haben, um so nötiger ist die innere Einheit; je größer die Aufgaben sind, die uns nach dem Friedensschlusse erwarten, um so weniger dürfen wir unsere Kräfte zersplittern. Wir haben in diesem Kriege das Sparen gelernt: ist nicht Sparsamkeit mit Menschenkraft das Nötigste? und wieviel verpuffte bisher fruchtlos in Parteikämpfen, in politischen, sozialen und konfessionellen Streitigkeiten! Wir sind uns alle so viel näher gekommen. Der Krieg hat die Schichten des Volkes durcheinander gewürfelt. Wir haben Menschen ins Gesicht und ins Herz sehen können, die wir vorher nicht einmal von ferne kannten. Wie viel Vorurteile sind da zerstört, Mißverständnisse gehoben, Schranken beseitigt! Wir sind alle eins geworden, als das Vaterland in Not kam: da ist es herausgekommen, was in der Tiefe schlummerte, und wir haben gesehn, daß wir alle Söhne eines Vaterlandes waren. Darf solches Erlebnis uns je wieder verloren gehn? Soll es uns nicht dauernd näher zusammen führen und uns den inneren Frieden als bleibende Erscheinung bescheren?

Immer wieder begegnen wir solchen Gedanken in Broschüren und Zeitungsartikeln, am häufigsten auf dem Gebiet der Welt-

anschauung. Das bedeutendste Buch in dieser Richtung hat uns der Bibliothekar des preußischen Herrenhauses, Dr. Friedrich Thimme, soeben geschenkt: Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. Leipzig, Hirzel. 574 S. 5, gebunden 7 Mk. Der Herausgeber war zu solchem Werk vor Anderen berufen: verdanken wir ihm im Verein mit Legien doch die Schrift über die Arbeiterschaft im neuen Deutschland, in der zum ersten Male sich Bürgerliche und Sozialdemokraten in bisher noch nicht dagewesener Offenheit und Sachlichkeit über wichtige uns alle bewegende Fragen aussprachen (vgl. v. J. Nr. 36 und Nr. 38). Das umfassendere, jetzt erschienene Werk will nichts Geringeres als die Rettung des Geistes der Augusttage von 1914 für die Zeit des Friedens. Das Buch ist bereits eine Tat in diesem Sinne.

In fünf Abschnitten wird der Friede unter den Weltanschauungen, unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien, unter den Klassen und Berufsständen, unter den politischen Parteien und den Nationalitäten behandelt: es geht um die strittigsten Fragen des religiösen, sozialen und politischen Lebens. Und die sie behandeln, sind Führer auf allen diesen Gebieten, Rufer im Streit, unsere angesehensten Publizisten. Als Vertreter der Weltanschauungen sprechen Eucken, Natorp, Fendrich, Liebster, Pëus, Thimme, Rademacher, Lippert, für die Konfessionen Rade, Mausbach, Dunkmann, Kahl, Baumgarten, Mahling, Rein, für die Berufsstände Dernburg, Pieper, Heinemann, Thiel, Faßbender, Waldschmidt, Stegerwald, Roeßler, Schippel, Gertrud Bäumer, als Vertreter der Parteien Dietrich von Oertzen, Otto von Dewitz, Bachem, Prinz Schoenaich-Carolath, Naumann, Kolb, Heine, Haas; über die Polen schreiben Fürst Drucki-Lubecki und Rohrbach, über das Elsaß Petri, über die Nordmark Schmidt-Wodder, über die Juden Hermann Cohen, dazu sind Traub mit einer Einleitung und der Herausgeber mit Vor- und Schlußwort vertreten. 40 Autoren, der Jesuit und der Freigeist, Positive und Liberale, Konservativer, Zentrumsmann und Sozialdemokrat, Großindustrielle neben den Vertretern der Gewerkschaften, und es gibt kein mißtöniges Durcheinander, sondern trotz offenster Aussprache einen hellen Zusammenklang, sodaß der Verfasser im Vorworte sagen kann: „Ganz von selbst ist das Buch, ohne daß es die Absicht gewesen wäre, zu einem hohen Liede des Geistes gegenseitigen Verstehens und Vertrauens geworden".

Das Buch will den Frieden, aber nicht im Sinne der Verlängerung des Burgfriedens. Die Parteien sollen die Streitfragen nicht ausscheiden, höchstens Prinzipienfragen für einige Zeit noch nach dem Frieden zurückstellen, wie Bachem und mit Rücksicht auf den Bekenntnisstreit in der evangelischen Kirche Kahl, Baumgarten und Mahling einmütig fordern. Wenn die Parteien aufhören sollten, eine jede für ihre Ueberzeugung einzutreten, so wäre das eine Verarmung unseres Volkslebens: Kahl wünscht im Gegenteil, daß Jeder im kirchlichen Leben eine klare Stellung einnehmen möchte. Es gibt nur eine Wahrheit, aber wir haben sie alle nur unvollkommen; es leiste ein Jeder seinen Beitrag dazu, daß wir zu ihr kommen.

Wenn aber dieser verschiedenartige Chor der Stimmen keinen Mißklang ergeben soll, dann muß Jeder dem Anderen das Vertrauen schenken, daß es sich auch für ihn um die nämlichen Fragen handelt, die ihm selber die wichtigsten sind, daß es auch ihm geht um Vaterland und Freiheit, um Gott und Glauben, um des Volkes Wehe und Wohl und nicht um selbstische Zwecke. Nicht Gleichberechtigung der Richtungen, ein Schlagwort, gegen das sich besonders Baumgarten wendet: wir müssen auch das Nichtkönnen der Rechtsstehenden verstehn. Auch nicht bloße Toleranz, sondern Achtung vor dem politischen und kirchenpolitischen Gegner, wie am deutlichsten Pëus ausführt; Mahling plädiert sogar für Liebe.

Soll es dazu kommen, dann müssen die Gegner vor allem einander wirklich kennen lernen. Das ist vielleicht der größte Dienst, den dies Buch leistet, daß es so verschiedenen Geistern die offene Aussprache in demselben Raum ermöglicht und uns damit Einblicke verschafft, die uns vorher verwehrt waren. Wie lassen uns hier die Sozialdemokraten in ihr Inneres hineinsehn! Es ist doch tief beweglich, wenn Pëus, der Agitator des Kirchenaustritts, wehmütig bezeugt: Seelisches Glück ist in der Sozialdemokratie bisher sehr wenig zu finden, und mit Nachdruck betont: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Mit Recht sagt Liebster aber auch zu den Sozialdemokraten: Lernt die Religion wirklich kennen, und ihr werdet nichts finden, was sie ersetzen kann. Die Katholiken beklagen sich darüber, daß auf protestantischer Seite die gegnerische Literatur viel weniger berücksichtigt wird als auf katholischer; das ist ein entschiedener Mangel, der abgestellt werden muß. Es ist schon ein Dienst für den Frieden, daß eine Reihe von Aufsätzen sich nur das Ziel gesteckt haben, den eigenen Standpunkt zu rechtfertigen: besonders stark tritt dies apologetische Streben auf katholischer Seite hervor: Mausbach begründet das mit dem Druck, unter dem die Katholiken bisher hätten leben müssen.

Es fehlt dabei nicht an offenem Zugeständnis der eigenen Fehler. Am deutlichsten sagen die Sozialdemokraten, daß sie haben umlernen müssen. Erfrischend spricht Anton Fendrich über die Schuld auf beiden Seiten, über die Verunglimpfungen seiner Partei und daß sie manche Aufgabe habe erfüllen müssen, die Sache eines entschlosseneren Christentums gewesen sei: aber sie sei trotz der Neutralität des Parteiprogramms doch in Wirklichkeit religionsfeindlich gewesen und müsse nun lernen, die Religion zur allerhöchsten Privatsache zu machen. Auch Bachem betont, daß keine Partei von Schuld frei sei, und Rade gesteht den Katholiken zu: wir waren selbst nicht friedselig. Es ist die durchgehende Meinung, daß ein Strich unter die bisherige Entwicklung zu machen ist: der Krieg macht einen neuen Anfang möglich. Daß die Schilderung der Vergangenheit zumal auf katholischer Seite reichlich subjektiv gefärbt ist, kann dabei nicht Wunder nehmen: eine lange Entwicklung läßt sich nicht plötzlich abbrechen. Aber wo der Wille zum gegenseitigen Verstehen vorhanden ist, sollte über geringere Verstöße hinweggesehen werden; Rade mahnt mit vollem Rechte, hier nicht zu empfindlich zu sein.

Das Wichtigste ist, daß die Art der Polemik eine andere wird. Der Unfehlbarkeitsdünkel hüben wie drüben muß schwinden, die innere Wahrhaftigkeit als gemeinsamer Boden anerkannt werden (Pëus). Wir wollen den Krieg mit unvergifteten, vornehmen, brüderlichen Waffen führen (Baumgarten), wir haben keine Zeit mehr um Worte zu streiten, um Sachen, um Inhalt, um Ernst wollen wir kämpfen (Traub). Wenn auch der Klassenkampf nicht aufhören wird, so wird doch der Klassenhaß schwinden (Haas). Gewisse Vorwürfe müssen aus dem Streit entfernt werden, vor allem das Wort von den „vaterlandslosen Gesellen" (Kolb); die Sozialdemokratie hat in diesem Krieg zur Genüge bewiesen, daß sie diesen Vorwurf nicht verdient, und Heine führt positiv gegen Marx aus, daß der Arbeiter ein Vaterland hat und ohne das nicht existieren kann. Ebenso muß aber auch das Wort „Ultramontan" wegfallen, wie Rademacher und Rade einmütig feststellen.

Die Möglichkeit der Verständigung bei einem Auseinandergehen in vielen Fragen ist nur dann vorhanden, wenn im Grunde eine Einheit da ist. Diese Einheit der deutschen Weltanschauung formuliert Eucken: wer seine Schriften, besonders „Die geistigen Strömungen der Gegenwart" kennt, kann nicht im Zweifel sein, worin er sie sieht. Natorp wieder führt aus, wie wir alle auf einmal Staatsgesinnung gelernt haben und es jetzt Ausdauer und Bewährung gilt. Von diesem gemeinsamen Boden aus kann es zu einer Anerkennung der Position des Gegners kommen. Wir können einander nicht niederringen, wir sollten statt dessen einen edlen Wettstreit entfalten (Dunkmann). So erkennt Mahling an, daß die Kirche, die ihrem Wesen nach Bekenntnisgemeinschaft sei, infolge ihrer geschichtlichen Entwicklung dies Ziel doch nicht erreichen könne: es gelte diesen Mangel mit in Kauf zu nehmen; so kommt Oertzen zur rückhaltlosen Anerkennung der Standesvertretungen und erklärt die Vergesellschaftung der Produktionsmittel weder für unsittlich noch für unmöglich. Auf der anderen Seite erkennt Schippel an, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise im Kriege eine verblüffende Widerstandskraft und Anpassungsfähigkeit entwickelt hat; Kolb gibt zu, daß die bürgerlichen Parteien keine reaktionäre Masse seien, und glaubt an einen modus vivendi mit der Monarchie,

die eine fest verankerte Institution darstelle. Es kommt zur Einfühlung in die Anschauungsweise des Gegners (Rade). Und es kann zur Verständigung kommen, wenn Gebietsüberschreitungen vermieden (Fendrich), die vorhandenen Reibungsflächen nach Möglichkeit beseitigt werden (Thimme) und man einen Jeden nach seiner Individualität sich entwickeln läßt. Liebster will sogar, daß der Sozialismus sich sein eigenes Christentum erarbeiten solle, der Protestantismus als Gewissensreligion gewähre dafür vollste Freiheit, und hofft, daß das alte Evangelium von der Liebe Gottes und das neue von der Solidarität der Arbeit zusammenstehn werden. Es ist doch schließlich Jedem nur in seiner eigenen Haut wohl. Das ist ein besonders wichtiger Gesichtspunkt hinsichtlich der Nationalitäten: Polen, Dänen und Elsässern gegenüber wird betont, daß man ihnen eine selbstständige Kulturentwicklung zugestehen dürfe, sofern nur dem Staatsganzen die Treue gehalten wird. Cohen will neben dem deutschen Staatsbewußtsein der Religion eine bedeutende Rolle in der Anbahnung der Versöhnung des jüdischen Elements zuweisen.

Was dürfen wir von einer solchen neuen Anfassung der Probleme des öffentlichen Lebens erwarten? Kahl mahnt zwar, man dürfe die Ziele sich nicht nüchtern und bescheiden genug stecken, zieht aber selbst doch verschiedene Folgerungen. Auf die Regierung wird viel ankommen. Aber der Parlamentarismus, der äußerlich im Kriege so stark zurückgetreten ist, hat in Wirklichkeit, wie Naumann ausführt, noch nie eine solche Bedeutung gehabt wie jetzt. Nun gelte es, das Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr" in politische Greifbarkeit umzusetzen. Das Meiste werden die Parteien selbst tun müssen. Es kann fraglich sein, ob die Zeit schon reif ist für Kahls Vorschlag, daß Männer aus allen Parteien zu mündlichem Gedankenaustausch zusammenträten. Aber es müßte wenigstens Stellen geben, die später lautwerdende Beschwerden annähmen und auf Beseitigung sännen, wie Rade das für den Streit der Konfessionen vorschlägt.

Es ist nicht alles in dem vorliegenden Buche von der gleichen Klarheit und Weite des Verständnisses. Aber der Wille zum inneren Frieden ist da. Wenn er bei den Massen noch vielfach fehlt: die Führer sind die Entscheidenden. Daß es zu einer solchen Gemeinschaft führender Geister gekommen ist, wie sie hier vorliegt, das gibt gute Hoffnungen für die Zukunft. Wir können nur Jedem, dem wirklich an dem inneren Frieden des deutschen Volkes gelegen ist, raten, dies Buch auf sich wirken zu lassen. Ewald Stier

Im Fürstenlager

Es war im Sommer des Jahres 1862. Die alten Platanen mit den weißgefleckten Stämmen bildeten einen schwarzgrünen dichten Laubgang, der die heißen Strahlen der Augustsonne abhielt, und die schneeweißen Häuschen des Fürstenlagers lugten darunter hervor wie niedliche Spieldinger, die ein Riesenkind hier ins Grüne gesetzt hat. Sie waren alle einstöckig mit schiefergedecktem, steilem, tief herabgehendem Dach, in das noch einmal ein bequemer Mansardenstock eingebaut war. Nur das kleine Schlößchen war zweistöckig. Bei ihm hörte die Platanenallee auf und mächtige Linden umstanden den Brunnenplatz, der tief unten lag, und zu dem eine Treppe hinabführte; oben war er von einem zierlichen Eisengitter eingefaßt. Der Brunnen gab eisenhaltiges Wasser, und die jungen Prinzessinnen, die Hofdamen und die Zöfchen tranken sich dort eifrig rote Backen an, die sie in der Residenz eingebüßt hatten. Ein grüner Rasenplan mit schönen ausländischen Bäumen breitete sich vor dem Schlößchen und stieg den Berg hinan bis zu einem schneeweißen eisernen Tempelchen, an dessen Decke ein goldener Schmetterling schwebte; die übrigen Häuser, der Prinzenbau, der Cavalierbau, das Küchenhaus, die Konditorei, der Fremdenbau mit dem Marstall, das Wachthäuschen, der Damenbau lagen in geringer Entfernung, verstreut im Grünen. Berge, Wälder, Täler und Wiesen breiteten sich darum und zauberten ländliche Einsamkeit um den schlichten Fürstensitz.

An diesem Augustnachmittag war das ganze Dorf, zu dem das Fürstenlager gehörte, auf den Beinen. Prinz Ludwig sollte mit seiner jungen Gemahlin, der englischen Prinzessin, hier einziehen und die Flitterwochen verleben. All die weißen Häuschen trugen Blumen- und Fahnenschmuck, der Pfarrer und der Bürgermeister drehten die bemoosten Zylinder in den Händen, ein kleines Mädchen im weißen Musselinkleid mit roten Tupfen hielt einen steifgebundenen Blumenstrauß, groß wie ein Wagenrad, in den Händen und war bleich vor Aufregung ob der großen Aufgabe, die ihm geworden war.

Nun rollte es von Wagen in der Ferne. Der Pfarrer räusperte sich, der Bürgermeister wischte sich zum letztenmal den Schweiß vom roten Gesicht, dem Mägdlein schlug das Herz bis zum Hals.

„Hurrah!" schrie die Dorfjugend.

Schnaubende schwarze Pferdeköpfe streiften das tief herabhängende Laub, die hochmütigen Diener auf dem Bock mußten sich bücken.

Der Pfarrer nahm den Hut ab.

„Gott segne Ihren Eingang!" sagte er feierlich und beugte den alten Rücken. Der Bürgermeister tat es ihm nach und ließ dabei sein rotes Schnupftuch fallen.

„Hurrah!" riefen wieder die Kinder. Das kleine Mädchen warf seinen Strauß mit solchem Kraftaufwand, daß er über die Köpfe der Gefeierten flog und auf der andern Seite in den Straßengraben rollte.

Der schöne blonde jugendliche Prinz, ein Urbild deutscher edler Männlichkeit, lächelte bedauernd, die schwarzgekleidete Prinzessin, die Trauer um den Vater trug, winkte mit der schmalen Hand, die in einem engen Lederhandschuh steckte, und weiter rollten die Wagen bis vor den Prinzenbau, den das junge Ehepaar bewohnen sollte.

Zuckte nicht der Fuß der verwöhnten Engländerin zurück vor dem schlichten Haus? Fast eine Hütte mochte es ihr scheinen, ihr, die gerade aus dem Palast von Windsor kam. Ach nein, sie ging ja auf Rosen der Liebe. Fest stützte sie die Hand auf den Arm des Gemahls. „Dein Haus, mein Haus." Sie sah nur die blonde Heldengestalt neben sich, nicht die ausgetretenen Sandsteinfliesen, die niedrigen kleinen Zimmer, den dunkeln Flur mit dem leisen Modergeruch.

Sie war keine Schönheit, aber anmutig, schmächtig, groß, mit charakteristischem Profil. Aber die klugen Augen leuchteten und der Mund der Neunzehnjährigen hatte ein liebenswürdiges Lächeln.

So rauschten die Platanen über der Engländerin, die aus Liebe gelobt hatte eine echte deutsche Fürstin zu werden und es auch mit aufrichtigem Herzen zu halten versucht hat.

Was haben die riesigen Bäume hier erlebt und flüstern noch heute davon miteinander in träumender Erinnerung!

Ein altes Spinett mit eingelegten Figuren aus Perlmutter stand im Eckzimmer des Schlößchens. Da klang es Abends in der Dämmerung oft hinaus in die stillen Täler. Mozart und Haydn waren ihre Lieblinge damals. Wie lachten und tanzten die Töne an diesen Sommertagen, fast wie das Amorettchen aus Bronze, das sich an beiden Seiten der Lyra festhielt und sich zu schaukeln schien, wenn die Prinzessin das Pedal trat. Dann stimmten draußen die Vögel ein, die Amseln jubelten mit den Klängen Mozarts, und die ausländischen Vögel in der Voliere erhoben ein großes Zwitschern und Lärmen. Auf dem Fensterbrett aber saß Prinz Ludwig, den sie zärtlich „mein Louis" nannte; er hörte der Musik zu und putzte seine Pistole, mit der er am Nachmittag Frösche im Teich geschossen hatte; denn manchmal war es im weltabgeschiedenen Fürstenlager auch etwas gar zu still und langweilig für den tatenlustigen Jüngling.

Den Tee hatte man mit dem Gefolge in der Eremitage getrunken. Nun war es Abend. Der Springbrunnen plätscherte, über dem Schloßberg stieg der Mond auf. Hofdame und Kammerherr hatten sich taktvoll zurückgezogen zu einem Schachspiel. Der Koch flüsterte unter den Linden mit dem Zimmermädchen, die Vögel in der Voliere schliefen. Nur die Frösche im Teich quakten und betrauerten geschwätzig ihre erschossenen Kameraden, und aus dem Schlößchen schlug eine alte Uhr aus Meißner Porzellan mit silberhellem Schlag die Stunde.

„Wenn wir dann ein Kindchen haben werden" sagte leise eine glückliche Stimme.

„Ein Töchterchen wie du!“

„Oder ein Sohn wie du! Er soll ein guter deutscher Fürst werden, mein Louis.“

Die Linden ums Schlößchen rauschten, der Mond schwamm frei über dem Walde. Friede atmete das grüne stille Tal.

* * *

53 Jahre sind verflossen. Ein Menschenalter. Noch stehen die alten Platanen und Linden; und wo eine fallen mußte, erwuchs eine andere und wölbte nach wie vor das dichte grüne Laubdach.

Die englische Prinzessin ruht längst im Mausoleum an der Rosenhöhe mit dem Gemahl.

Und ihre Kinder? Die Aelteste ist eines deutschen Prinzen Gemahlin; der wurde englischer Admiral und vergaß im furchtbarsten Schicksalsjahr seines Volkes. Eine Prinzessin ist in Rußland als eines Großfürsten Witwe und pflegt Verwundete. Ob ihr Auge feucht wird und ihre Hand zittert, wenn sie Dienst an einem deutschen Bruder tut? Die Jüngste ist Herrscherin in Rußland, und nur Gott kann die Tränen zählen, die die schönen Augen der stolzen Frau weinen mögen in dieser Zeit des Jammers.

Zwei der Kinder sind Deutsche geblieben. Eine Prinzessin ist eines fürstlichen Seemanns schlichte Frau; ein Sohn wurde regierender Fürst, ein Fürst des Friedens, der die Schönheit und die Kunst anbetete und ihr eine Stätte und Heimat in seinem Land gab.

Die alten Platanen rauschen noch immer von den jungen Prinzessinnen, die als Kinder in ihrem Schatten spielten, und die dann hinausgingen zu den Feinden Deutschlands. Und Herzeleid tragen, wenn sie an Heimat und Kindheit denken.

* * *

Aber wer lauscht ihren alten Mären in dieser Zeit? Denn das stille Fürstenlager ist verändert!

Auf dem sorgfältig gepflegten Rasen stehen viele Liegestühle, im Wachthäuschen schimmert es feldgrau, und wo einst die Voliere mit den ausländischen Vögeln stand, hört man einen verwundeten Soldaten auf der Harmonika üben. Schwere nägelbeschlagene Tritte gehn in den weißen Häuschen über glatte Parkettböden, Soldatenlieder klingen unter den Linden, Kommandorufe tönen aus dem Damenbau, und beim Prinzenbau hängt zu jedem Fenster eine rauchende Pfeife heraus, die einem wohlig vor sich hindösenden Soldaten gehört.

Nun klingts von gleichmäßigen schweren Schritten vom Dorf herauf, die Türen der weißen Häuschen öffnen sich. Neue Kameraden, die sich erholen sollen, nahen, man geht sie begrüßen.

Langsam, gar langsam naht der Zug. Sie hinken, sie schleichen, sie hängen den Kopf. Heiß ists, und der Weg vom Bahnhof war weit für die kaum Genesenen. Hier trägt einer den Arm in der Binde, dort hat einer ein schwarzes Pflaster über dem Auge. Ein junges bleiches Gesicht verrät den überstandenen Typhus, eine zitternde Hand die erschöpften Nerven; der geht mit Krücken, jener stützt sich auf einen stämmigen Kameraden.

Nun halten sie. Die Platanen schließen dichter ihre Kronen. Kein Zweig regt sich, nur ein paar gelbe Blätter schweben hernieder wie stumme Tränen, die die Erde über ihrer Söhne zerstörte Jugendkraft weint.

Der Feldwebel schießt her und hin, sein dickes Gesicht ist rot und schweißbedeckt. Er gibt Befehle um Quartier zu schaffen.

Nun strömen die Kameraden von der Wiese herbei, jeder den Liegestuhl unter dem Arm. Man begrüßt sich. Bänke werden geholt, die Müden setzen sich.

Aus dem Küchenhaus kommt ein starker Kaffeeduft, der sich in den Duft des Waldes und des frischgemähten Grases mischt.

Die müden Soldaten beleben sich. Schon hört man Lachen. Ein paar Dienstwillige kommen mit gefüllten Kaffeetassen, zuletzt ein ganzer Zug, der die Erschöpften labt.

Die hängenden Köpfe heben sich, man blickt ins Grüne. Blaue Berge dunkeln zwischen den Linden. Einer der Soldaten schätzt das Alter der Bäume, ein anderer, wohl ein Schreiner, ihren Wert und ihre Verwendbarkeit. Ein junges Kerlchen mit einer Brille summt: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum —.“ Ein vierter tauscht schon einen zärtlichen Blick mit der derben Küchenmagd, die eine große weiße Blechkanne voll frischem Kaffee bringt.

„Heimat“, sagt ein bärtiger Landsturmmann und sein Blick schweift über die vertrauten Höhen. Da fällt seine Krücke auf den Kies. Er will sich bücken, da hat sie ihm schon ein junges weißgekleidetes Mädchen, das vorüber ging, aufgehoben und reicht sie ihm errötend hin. Eine mitleidige Träne blinkt in ihrem Auge, aber sie eilt verlegen den Eltern nach, von den derben Zurufen einiger Zudringlicher erschreckt.

Immer noch rast der Feldwebel mit einem weißen Zettel von Haus zu Haus und springt treppauf, treppab, wie wenn er Gummibällchen an den Sohlen hätte.

Nun schrillt gar noch das Telefon im Damenbau. Mit einem leisen Fluch hüpft er die Treppe wieder hinauf, die er gerade herunter kam. Aber nach zwei Minuten ist er schon wieder unten, sein rotes Gesicht strahlt über die empfangene Nachricht, mit wedelnden Armen keucht er den ansteigenden Weg zu den Linden am Brunnen hinauf, wo die Mannschaft sitzt und Kaffee trinkt.

Endlich ist er in Rufweite; er wirft beide Arme in die Luft und schreit mit seiner weittragenden Kommandostimme: „Warschau ist gefallen!“

Zuerst sind alle stumm und blicken sich an. Dann ruft einer, der rasch begreift: „Hurrah!“ Dann fallen sie alle ein. Und dann gibts ein aufgeregtes Schwatzen, Fragen, Jubeln.

Einer sitzt ganz still und nickt nur gleichmütig mit dem Kopf. „Vor Warschau hab ich mein Bein verloren —. Nun ist sie gefallen, die stolze Stadt!“

„Dem Herrn sei Dank“ sagt bedeutungsvoll ein hagerer Soldat mit tiefliegenden Augen.

„Nun gehts dem Ende zu“ jubelt ein Achtzehnjähriger, an dem das Heimweh zehrt.

„Mal nicht so schnell“ meint ein Bedächtiger.

Still! Nun kommts über die Bäume vom Dorf her und drüben über die Schönberger Höhe von der weißen Kirche im grünen Wald.

Die Platanen zittern leise wie von der Macht der Glockentöne, die sich im engen Tal an den Bergen fangen und das Echo wecken.

Die Soldaten sind verstummt und lauschen.

„Warschau ist gefallen, Gott sei Dank, Gott sei Dank“ — singen die Glocken im Dorf.

„Friede, Sieg, Friede, Sieg!“ ruft eine ganz tiefe im Städtchen hinter dem Altarberg.

„Freude, Freude!“ jubelt ein heller Dreiklang aus der Kirche im Grünen.

„Daß wir da nicht dabei waren!“ sagt neidvoll einer, der das Auge verloren hatte.

Die Andern nicken stumm und trinken die Töne in ihre Seele, wie ihre Leiber die Sonne, die Ruhe, die Waldluft.

* * *

Das war im Fürstenlager im Jahr 1915, und wenn die Bäume dort in späterer Zeit von der Vergangenheit reden, so werden sie alles vergessen haben über dem furchtbaren, schönen, erhebenden und traurigen Jahr, — Prinzen und Prinzessinnen, Liebesglück und ausländischer Vögel süßen Gesang. Aber das Leid der Männer, die sich fürs Vaterland gaben, werden sie nicht vergessen haben und auch nicht den Tag von Warschau mit seinem Glocken- und Menschenjubel.

Helene Christaller

Zum Fall Foerster

Ein Freund unsers Blattes spricht mir die Erwartung aus, daß ich, was ich in Nr. 25 Sp. 494 gegen die Münchner Fakultät (erste Sektion) geschrieben habe, auf Grund ihrer weiteren Erklärung widerrufen werde. Das gibt mir den Anstoß zu einem Schlußwort in dieser unerquicklichen Angelegenheit.

Die Fakultät hatte im Juni ihrem Mitgliede Friedrich Wilhelm Foerster „einstimmig ihre schärfste Mißbilligung“ ausgesprochen wegen eines im Januar in der (z. Z. Züricher) „Friedens-

warte" erschienenen Artikels. Die Kundgebung schloß: „ihre Mitglieder werden jedem Versuche, solche Meinungen unter der Autorität des Lehramtes in der akademischen Jugend zu verbreiten, mit vollster Entschiedenheit entgegentreten." Unter dem 25. Juni stellt die Fakultät (erste Sektion) nachträglich fest, daß sie „in ihrer Erklärung .. nicht die Rechte der akademischen Lehrfreiheit angetastet hat. Sie hat vielmehr .. kundgetan, daß, wenn Herr Professor Foerster ähnliche Ansichten, wie sie sein Züricher Artikel enthält, als akademischer Lehrer verbreiten sollte, ihre Mitglieder sich ihrer Lehrfreiheit dazu bedienen werden, diesen Ansichten vor ihren Schülern mit Entschiedenheit entgegenzutreten."

Von dieser Erläuterung haben wir hiermit Kenntnis genommen. Und es war ja selbstverständlich, daß es sich um einen bewußten Angriff auf die Lehrfreiheit nicht gehandelt hat. Nur dabei wird es leider bleiben müssen, daß der Fakultät das Gefühl für die Gefährdung dieses hohen Gutes bei ihrem Vorgehn gefehlt hat. Und wenn bewährte Vorkämpfer deutscher Geistesfreiheit sich von der Fakultät verleiten ließen, ihren Bannspruch zu begrüßen und zu billigen, so ist das allein daraus zu erklären, daß sie den angefochtenen Artikel nicht kennen und die Konsequenzen jenes Vorgehens sich nicht deutlich gemacht haben.

Wer kennt den Foersterschen Artikel und wer ist in der Lage ihn zu kennen? Genau seit Januar ist der Friedenswarte der Eingang nach Deutschland gesperrt.[1]) Und ein solches Wort, das niemand kennt, verfolgt man fünf Monate später durch ein öffentliches Urteil schärfster Form, das niemand kontrollieren kann. Ist das akademisch?

Mit Mühe habe ich mir den Artikel verschafft. Welche Gefahr soll er bedeuten? Wen soll er gefährden? Wenn er den Wert der Bismarckschen Schöpfung bezweifelt, steht deren Schätzung auf so schwachen Füßen? Wenn er die Verdienste des verstorbnen Constantin Frantz herausstreicht, werden dessen Schriften nun gleich ein großes Publikum haben? Wenn er Fichtes Reden an die deutsche Nation „ein ganz erstaunlich leeres, breites und phrasenhaftes Gerede" nennt, wird das nun für Vieler Urteil bestimmend werden? Wen in Deutschland will die Münchner Fakultät gegen den Artikel schützen? Vorausgesetzt daß ihn wirklich einer zu lesen bekäme?

Aber das Ausland! Ich denke, wir sind so stolz, uns um das Ausland nicht zu bekümmern? Und wenn doch, meint man wirklich, eine solche Abhandlung, die Constantin Frantz wider Bismarck ausspielt, von einem deutschen Universitätsprofessor, sei nun ein so großer Gewinn für unsre Feinde oder uns feindliche Neutrale? Hätte man den Artikel in Ruhe gelassen, so hätte er uns den Gewinn gebracht, daß die Ausländer gesehen hätten, ein deutscher Professor darf auch jetzt schreiben, was er will. Vor der Tatsache freier geistiger Bewegung in den kämpfenden Völkern hat man überall Respekt.

Wie wenig kennen doch diese Münchner die Psychologie des Auslands! Darüber wäre viel zu sagen.

Was aber Bismarck und Frantz anlangt, so hat die Christliche Welt wenige Persönlichkeiten seit ihrem Bestehen so andauernd und immer wieder gewürdigt wie Bismarck. Wir erinnern an die prächtigen Beiträge von Baumgarten, an die eingehende Besprechung der jüngsten Bismarckliteratur von Schwemer. Wenn Erich Marcks gegen Foerster über Bismarck schreibt, wie er ja nun in den Münchener Neuesten getan hat, so ist er sicher, uns unter seinen dankbaren Lesern zu finden. Aber warum begnügt er sich nicht mit dieser geistigen Waffe? Weshalb beteiligt er sich an einer solchen Machtäußerung, wie es die Kundgebung der Fakultät war, und rechtfertigt sie? — Nun Frantz. Ich gehöre zu dem Geschlecht, das in seiner Studienzeit noch Wuttke und Frantz eifrig gelesen hat. Es ist uns ganz gut bekommen und hat uns die Freude am neuen Reich nicht verdorben. Ich bitte um akademische Lern- und Lesefreiheit auch Frantz und Foerster gegenüber für unsre heutige Jugend. Ich kann mir von der patriotischen Tätigkeit, welche die Münchner Professoren philosophische Fakultät erste Sektion einzeln entfalten werden, falls Foerster fortfährt, Aufsätze und Bücher zu schreiben, nach ihrer Androhung keinen akademischen Begriff machen.

Es muß doch auch gesagt werden, daß Foersters Persönlichkeit zu wertvoll ist, als daß man zugeben dürfte, daß sie auf solche Weise kaput gemacht wird. Trotz allem. Sein Entwicklungsgang, seine Universitätslaufbahn hat ihn wiederholt in Konflikte gebracht, die für beide Teile nicht leicht zu tragen waren. Die Münchener Fakultät würde so nicht wider ihn vorgegangen sein, wenn sie ihn berufen hätte. Und der Evangelische Bund würde jenen Artikel gegen ihn nicht verbreitet haben, wenn er nicht den Kryptokatholiken in ihm befehdete. Dies konfessionelle Element aber sollte jedenfalls heute ausscheiden. Akademisch ist es nicht, dem nachzugeben. Und der konfessionelle Effekt der Affäre ist doch schließlich der, daß die katholische Oeffentlichkeit in die Lage versetzt wurde, sich der Lehr- und Bewegungsfreiheit eines Universitätsprofessors anzunehmen. Ich kann das als Protestant nur bedauern.

Erich Marcks gibt das Wort wieder vom „in den Rücken fallen". Da darf nun kein Patriot mehr den Mund auftun! — Auch das ist unakademisch. Dieser Vorwurf hat eine ernste Geschichte. Er pflegt sich immer wieder einzustellen, wenn eine herrschende Meinung durch unabhängige Sonderlinge unbequem angetastet wird. Wie oft haben dennoch diese unabhängigen Stimmen darnach triumphiert, sofern sie wenigstens Wertvolles und Vergessenes zu wirksamem Einfluß gebracht

1) Nicht Foersters Artikel ist beschlagnahmt worden, wie man aus Erich Marcks' Aufsatz in Nr. 330 der Münchener Neuesten Nachrichten mit leichtem Mißverständnis entnehmen könnte: „Der beschlagnahmte Artikel" heißt es da.

haben. Weshalb sollen wir nicht über deutschen „Föderalismus" von neuem nachdenken? Weshalb nicht gerade jetzt aus dem Anlaß, daß wir „Mitteleuropa" werden sollen? Was ist — von akademischem Standpunkte aus — dagegen zu sagen, wenn großdeutsche Gedanken wieder lebendig würden? Was hat das mit dem Rücken unsrer tapfern Verteidiger, was hat das mit unsrem Kriegsmute zu tun? Operiert Marcks mit Feldbriefen, so wird Foerster im stande sein, mit Dutzenden davon zu antworten. Und es wird Gott Lob dem Vaterlande keine Gefahr aus diesen Briefen erwachsen, weder draußen an der Front noch daheim.

Ich war in der Lage, den Foersterschen Artikel einem Gelehrten vorlegen zu können, auf dessen patriotisches und akademisches Urteil ich vertrauen durfte, der auch des Respektes der Münchener Kollegen sicher ist. Er schrieb mir: „Ueber den Geschichtsphilosophen [Foerster] schüttelte ich ja mehrfach den Kopf und wie genau er auch wieder alles weiß; aber trotz einzelner Wendungen, die solch einem Vertreter winziger Minorität eher entschlüpfen dürfen als den possidentes, ist doch der Ton durchaus der einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung und nicht der einer agitatorischen Brandschrift. Mich hätte diese Attacke nie aufzuregen vermocht; ich würde gar nicht einmal ein Bedürfnis empfinden sie literarisch zu bestreiten . . ."

Der akademischen Lehrfreiheit droht heute weniger Gefahr vom Staate her als von Gliedern der Universität selbst. Von Professoren und Studenten.[1]) Noch sind es — ich brauche mit Absicht ein Fremdwort — Velleitäten. Und die Hochspannung dieser Zeit entschuldigt. Aber wenn man dergleichen Vorkommnisse als Vorboten von dem ansehen müßte, was im neuen Reich uns erblühen soll, müßte man unruhig werden. Noch ist dazu keine ernste Ursache. Aber wenn irgendwo, gilt es hier: Principiis obsta. Rade

Verschiedenes

Der Tag des Deutschen. Von Paul Natorp. Hagen, Rippel 1915. 114 S. 1 Mk.

Von der Gerechtigkeit unserer Sache. Von demselben. Dürerbundflugschrift. 141 S. 25 Pfg.

Die Wiedergeburt unseres Volkes nach dem Kriege. Von demselben. (In: Thimme und Legien, Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland).

Krieg und Friede. Vom demselben. Dürerbundflugschrift. 157 S. 1 Mk. — Inhaltlich eins mit 4 Aufsätzen im Kunstwart Oktober bis Dezember 1915.[2])

Wenn wir aus der ins Unübersehbare anschwellenden Kriegsliteratur einem bestimmten Schriftenkreis einen vollen uneingeschränkten Erfolg wünschen, dann ist es der Natorpische. Denn daß der Marburger Philosoph sich aus der Menge der Kriegsschriftsteller als ein Erstberufener abhebe, war für den Kundigen keine Frage. Jahrzehntelang hat seine Arbeit der deutschen Seele gegolten, der Seele, die vor zwei Jahren an der Wende der Sommermonde ihre erste große unvergeßliche Lebensäußerung, ihre ersten mächtigen Flügelschläge getan hat. In seiner großangelegten „Sozialpädagogik" hat er ihr vor Jahren sokratisch-mäeutische Dienste (d. h. Hebammendienste) geleistet in dem Bewußtsein, daß nun endlich ans Licht des Tages treten müsse, was vor hundert Jahren in der ebenso idealistisch aufwärts gerichteten wie realistisch fest begründeten klassischen deutschen Volksseelenschau eines Fichte und Pestalozzi als unverlierbarer Same ins Herz der deutschen Bildungswelt eingesenkt ward. Daß es eines ganzen Weltkrieges bedürfe, um das im Volksganzen zu wecken, was sich bei jenen Männern schon völlig klar und lebendig findet, das hat er wohl nicht gedacht. Der akademische Optimismus, der bei ihm wie bei nur noch ganz Wenigen ausschließlich im griechisch-deutschen klassischen Idealismus wurzelt und der über seine ganze Schriftstellerei den wunderbaren Tau der Morgenfrische und den Zauberhauch eines ewigen Geistesfrühlings breitet, ließ das wohl nicht zu. An nüchternster Kritik fehlt es bei Natorp zwar nicht. Die Anfassung der politischen und nationalen Verhältnisse und Verwicklungen, die zum Kriege führten, die Zeichnung der nationalen Seelenstruktur u. s. w. ist von einer Klarheit, Sachlichkeit und Schärfe, von der man unseren Tageszeitungen nur einen größeren Anteil wünschen möchte. Aber was des Menschen Glück und Größe ist, das ist auch seine Schranke. Trotz folgerichtigster Wendung auf das wahrhaft Soziale, auf das Staats- und Volksleben selbst, bleiben ihm dessen letzte augenblickliche Beweggründe doch verhältnismäßig im Dunkel. Das hat zur Folge eine gewisse Ueberschätzung der rein geistigen Faktoren in ihrem Einfluß auf das wirkliche Leben; man spürt hier die innere Verwandtschaft, in welcher der klassische deutsche Idealismus doch immer noch mit seiner natürlichen Schwester, der deutschen Aufklärung und mit deren Glauben an die Macht der ratio, steht. Vor beiden hat er freilich die tiefgegründete Erkenntnis voraus, daß Bildung — auch die höchste Geistesbildung — nur durch die zwingende Macht der Gemeinschaft etwas wahrhaft Wirksames wird, also nur soweit sie von erzieherischen Kräften getragen ist. So kommt er zu einer Reihe höchst wichtiger praktischer Forderungen, die eine

1) Beispiel rabiater Behandlung des Falles durch ein studentisches Organ: Deutsche Hochschulzeitung (Wien) Heft 21/22. Beispiel besonnener Behandlung: Akademische Turnzeitung (VC) Heft 8.

2) Vgl. auch Natorps Beitrag in dem oben angezeigten Werke „Vom innern Frieden": Universalismus, Individualismus und Staatsgesinnung. D H

recht eigentliche Verwurzelung des ganzen Bildungswesens mit dem unmittelbaren Volksleben wollen. Außer Zweifel steht uns deren sachliche Richtigkeit. Nichts desto weniger halten wir für gänzlich ausgeschlossen sowohl ihre äußere Verwirklichung wie ihr inneres Wirksamwerden, solange nicht der letzte ausschlaggebende Faktor, der Staat, seinerseits die entscheidende Wendung vollzogen hat. Und die steht noch aus. Denn Erziehung und Bildung haben auch in der von Natorp vollzogenen sozialen Verknüpfung doch für sich allein noch nicht denjenigen Grad wirksamer Gemeinschaftskraft, den er ihnen schließlich doch zubilligt. Zum mindesten ist der von ihnen ausgehende soziale Zwang ein wesentlich geringerer. Wiederum nicht als ob Natorp die zentrale Bedeutung des Staates als des erziehlichen Rückgrats der ganzen bürgerlichen Gemeinschaft verkannt hätte, das Soll schwebt ihm in voller Klarheit vor Augen; was er hier nicht ganz und vollkommen sieht, das ist, wie tief die gesamteuropäische Staatspolitik, von der nun eben auch unsere deutsche nolens volens seit 50 Jahren ein Glied ist, noch in Untermenschlichen steckt. Daher ist heute die Bedeutung des Staates als Volkserzieher noch so gering. An zwei Punkten hat Natorp, soweit ich sehe, den Boden der gemeinen Wirklichkeit nichts desto weniger erreicht. Einmal in „Krieg und Frieden" (S. 37), wo er spürt, daß bei unserer dermaligen Wirtschaftsordnung der bloße nackte Privatprofit eine allzugroße Rolle spiele, ja im Grunde wenn auch nicht die einzige, so doch die stärkste Triebfeder im Weltkriege sei. Ist er doch bis heute die Seele der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, deren Lebensfunktionen wesentlich in Erwerb und Genuß aufgehen statt in der schaffenden wie feiernden steten Hingabe an das Ganze, das uns alle trägt. Sodann im „Tag des Deutschen", wo er den Beruf des Deutschen in der Ueberwindung des bisherigen Vertragsrechtes, das in Wahrheit überall den Schwachen dem Starken ausliefert, durch die nach dem wirklichen inneren Wert der Sache und Leistung gegliederte soziale Organisation erblickt, die von Deutschland ausgehend ein neues Weltwirtschaftssystem schafft, das dem englisch-französischen nicht bloß an Intensität der Arbeitsorganisation und der Volksfürsorge, sondern an sozialer Durchgeistigung der ganzen Volksgemeinschaft und damit erst wirklich kulturell überlegen ist. Wir möchten diese Ausführungen als qualitative Ergänzung zu den trefflichen, doch immer noch stark im Quantitativen bleibenden Naumannschen Programm für Mitteleuropa vorschlagen. Hier ist das, was nottut, mit vollster Klarheit erschaut. Aber auch hier wie überall ist die Gewinnung des Wegs zum Ziel nicht in ihrer vollen Schwierigkeit erfaßt. Die „autonome" wirtschaftlich-berufliche Organisation wird für sich allein niemals imstande sein, die Maßlosigkeit der Profitgier des Kapitals einzudämmen, geschweige denn im Keime zu treffen. Das wird erst die lückenlose Durchführung der allgemeinen wirtschaftlichen Verantwortlichkeit durch den Staat vermögen. Er wird erst jener Autonomie ihren wahren sittlichen Grund und den steten Zug zur Gemeinschaft zu wahren wissen. Freiheit der geistigen, technischen, finanziellen Unternehmung ebenso wie Freiheit des Keimens und Wachsens für alles Lebendige, aber Verantwortung der Frucht und ihres Wertes vor der Gesamtheit, gleich wie jedes Erzeugnis des Bodens sich daraufhin ansehen lassen muß, ob es auch seinen Platz wert ist! Dieser Beurteilung jeglicher Arbeit von der wirtschaftlichen Grundlage an bis hinauf zur höchsten sozialen, politischen, geistigen steht die bisherige rein „nationalökonomische" im Ganzen noch ahnungslos gegenüber.

So gewiß Natorp Recht hat, wenn er gegenüber dem bisherigen „aktuellen" Pazifismus betont: nur über die Nationen führt der Weg zur Menschheit, und so gewiß die deutsche Freiheit die Freiheit der Welt bedeutet, so wenig ist der bisherige Nationalismus, auch der bisherige deutsche, schon der, den Natorp im Sinne hat. Gewiß der, für den die Besten seit dem 1. August 1914 sich geopfert haben, für den noch heute unsere Getreuen mit ihrem Leben einstehen. Aber bis die Masse zur Erfassung dessen kommt, was jenen vorschwebt, bis dahin ist der Weg noch weit, so weit wie von Schein und Schwindel zu Wahrheit und Wesen. Es ist der Weg vom egoistischen Absolutismus (was gleichbedeutend ist mit absolutem Egoismus!) der „nationalen" Individuen, die den Staat für ihre Privatgröße mißbrauchen — als Schwert nach außen, als Hammer nach unten —, zur sittlichen Autonomie und damit zur wahren Absolutheit des nationalen Staates, für den sich seine Glieder nicht bloß militärisch, sondern auch wirtschaftlich restlos einsetzen, weil er der selbstlose Vertreter ihrer rechtlich geordneten Lebensgemeinschaft ist. Was aber vor allem Andern nottut, das ist diese Selbsterfassung des Staats als einzigen sittlichen Selbstzwecks, an dem alle einzelnen nationalen Zwecke, Wirtschaftsleben, Bildung u. s. w. zu messen sind. Um die Neuschöpfung eines selbständigen Staatsgewissens geht recht eigentlich dieser Weltkrieg, denn seit der Ablösung des kirchlich-konfessionellen Staatsgewissens durch das absolutistische Fürstentum, d. h. seit den Religionskriegen, gibt es etwas derartiges überhaupt nicht mehr. Und die Tragik von 1815 ff. war eben die, daß es dem deutschen Idealismus nicht gelungen ist, dieses Staatsgewissen neu zu erwecken. Das ist es, was insbesondere auch der Tragödie der deutschen Burschenschaft ihre weltgeschichtliche Bedeutung gibt. Wir lassen uns die Natorpsche Formel: von der kirchlichen Heteronomie zur sittlich religiösen Autonomie, vollständig gefallen; aber um so nachdrücklicher betonen wir dann, daß die letztere derzeit noch über keinen organischen Leib verfügt, daß vielmehr auch Deutschlands Volk und Reich noch nicht zu der Art von Selbst- und Staatsbewußtsein durchgedrungen sind, die ihre großen Organisationen wirklich als Ausdruck des reinen Selbstzwecks der sittlichen Gemeinschaft im gegenseitigen Dienst aller Glieder erscheinen lassen könnten. Es wird Zeit, daß die Jahre 1915 ff. nachholen, was in 1815 ff. versäumt und von den Allerbesten schmerzlichst vermißt wurde. Und diesmal hängt ja nicht weniger daran als die Existenz des Staates und das Leben der Nation. Denn darüber ist kein Zweifel: siegen wird unser junges Reich über die ganze feindliche Welt nur, wenn es das Vertrauen des Volkes, das es vertritt, auch auf die Dauer in voller Kraft behält. Und das kann es nur, wenn es dies Vertrauen auch wirklich verdient. Gott gebe es! Er verleihe dem Staat den Sieg über den Kriegswucher und im Bund mit der heiligen Not den Sieg über die Völlerei, die hernach als Unzucht das Mark des Volkes frißt. Ohne diese beiden Siege bliebe Natorps Sozialpädagogik auch für Deutschland ein schöner Traum. Gibt aber das Alter seine häßliche Sünde auf, dann mag auch die Jugend von ihrer Schande lassen; denn sie hat ihren Nährboden wirklich nur an jener, am zuviel genommenen Gewinne. Fällt dieser, dann mag Deutschlands Seele genesen.

Reinhold Planck

Kriegs-Literatur.

Theodor Bäschlin: Die Zeit der Weltstaaten und das Friedensreich. Religiös-politische Gedanken. Bern, Bäschlin. 24 S. 50 Pfg.

D. Ernst Dryander: Evangelische Reden in schwerer Zeit. 8. Heft. Berlin, Mittler und Sohn. 36 S. 30 Pfg.

Lic. Hermann Greiner: Zum Einfluß des Krieges auf Christentum und Kirche. Vortrag, gehalten auf der Vertreterversammlung des Allgemeinen Positiven Verbandes zu Eisenach am 5. Januar 1916. Leipzig, Dörffling und Franke. 51 S. 1 Mk.

Friedrich Heer: Offener Brief an das Schweizervolk von einem Schweizer in der Fremde. Zürich, Orell Füßli. 13 S. 30 Pfg.

W. Huckel: Inschriften für Kriegergräber. Berlin, Evangelischer Trostbund. 32 S. 25 Pfg.

C. Jakobj: Weitere Beiträge zur Verwertung der Flechten. Tübingen, Mohr. 32 S. 60 Pfg.

H. W. Kaufmann: Meine Erlebnisse in Deutsch-Südwestafrika 1913—1916. Tagebuchblätter. 112 S. 1 Mk.

Th. Krummacher: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft. Predigt nach Rückkehr von der Westfront gehalten. Berlin, Mittler und Sohn. 13 S. 25 Pfg.

Ku Hung-Ming: Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg. Jena, Diederichs. 182 S. 3,50, gebunden 4,80 Mk.

Karl Alexander von Müller: Ueber die Stellung Deutschlands in der Welt. München, Beck. 51 S. 1 Mk.

Der Vortrag, in München auf Veranlassung des Vereins für Fraueninteressen gehalten, schildert übersichtlich den Aufstieg der deutschen Macht in den letzten hundert Jahren und zieht daraus die Folgerungen für die Gegenwart.

Sebastian von Oer O. S. B.: Wer da? Ein Wort an unsere Soldaten. 4. Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 100 S. 50 Pfg.

Dr. Paul Wislicenus: England und der Weltkrieg. Betrachtungen über die Volksseele. Mit einem Begleitwort von Curt Trützschler von Falkenstein. Darmstadt, Falken-Verlag. 48 S. 80 Pfg.

Kleine Mitteilungen. Wir können das zweite Kriegsjahr nicht beschließen, ohne mit herzlichem Gruß unsrer Getreuen draußen im Felde zu gedenken. Wunder der Tapferkeit tun die einen, Wunder der Geduld die andern. — Immer wieder denkt man: nun ist die Entscheidungszeit da! Und wenn noch nicht: unsre Losung heißt Vertrauen! Vertrauen zu unserm Heer und zu seinen Feldherrn, zu unserm Kaiser und Kanzler, zu unserm Volke, zu Gott und seiner Führung. So tragen wir, was auch schwer ist zu tragen. Das kaum Erträgliche jetzt ist der Anarchismus in gewissen oberen Kreisen, die sich anmaßen führend zu sein und die weder einen Führer noch ein Programm noch eine Macht zu bieten imstande sind. Hätten sie das, so wollte man gerne zusehn, ob sie besser regieren können, aber es ist ja rein nichts davon zu spüren. So sind sie nur von dem Geist, der verneint. Und wenn sie nun unserm leitenden Staatsmann den Dienst sauer machen, so trifft sie Naumanns treffliches Wort: „Man läßt den Kapitän in Ruhe, der oben auf seiner Schiffsbrücke steht; man stößt den Chauffeur nicht, während das Auto schwere Kurven fährt; man drängelt sich nicht an den Arzt, der operiert; man hat Achtung vor jeder verantwortungsvollen, gefährlichen Arbeit!" — Wenn aber unsre Feinde mit Argusaugen nach jedem Zeichen von Friedenssehnsucht bei uns ausschauen, um mit unsrer Kriegsmüdigkeit ihre Siegeshoffnung zu nähren — ja wie sollen wir es ihnen eigentlich recht machen? Hören sie von deutscher Entschlossenheit, so entsetzen sie sich über unsern Militarismus; spüren sie Friedenswillen bei uns, so legen sie es flugs als Schwäche aus. Seltsame Leute wären wir, wenn wir uns nicht nach Frieden sehnten. Wir sind frei und siegreich genug, daß wir das sagen dürfen. Aber solls auch ein drittes Kriegsjahr sein — in Gottes Namen! Wir stehen dessen gewärtig, was dies dritte Jahr von uns fordert.

Zu unsrer Mitteilung über die Opfer an evangelischen Theologen, die der Krieg fordert, in voriger Nummer sei aus Leipzig nachgetragen: von den dort inskribierten Theologen fielen 20%, während sie nur 10% der Studentenschaft bilden. — Das eiserne Kreuz erster Klasse hatte lange Zeit nur ein Student, Theologe. Heut haben es fünf Studenten, darunter drei Theologen.

Die Liller Armeezeitung ist von allen ihresgleichen die bekannteste. Jetzt hat die „Zeitung der 10. Armee“ ihre Nr. 100 ausgegeben. Sie erscheint jeden zweiten Tag, großen Formates, sehr reichhaltig, 10 Pfg. die Nummer. Mit allerlei Beilagen, einer reich und fein, sogar bunt illustrierten humoristischen auch. Ort des Verlags Wilna. Der herzliche Ton, in dem gelegentlich von den Oberen und insbesondere von General Litzmann die Rede ist, tut wohl. Das Ganze eine höchst anerkennenswerte Leistung. — In Mitau gibt es eine Soldatenbeilage zur „Mitauschen Zeitung“, Feldgrau betitelt. Professor Carl Clemen aus Bonn schreibt dafür die Eingangsartikel. Sehen wir recht, erscheint sie alle acht Tage. — Wieviel dergleichen aus dem Schoße der Armee selber geborene Blätter mag es geben?

Der Bildermann in Berlin, herausgegeben von Paul Cassierer, der künstlerische Absichten verfolgt, bringt es fertig in seiner Nr. vom 20. Juli das Gebet der feindlichen Völker zu dem Einen Gott durch eine ganz üble Zeichnung zu verspotten: „Jedem soll Er den Sieg verleihen!“ Man muß sich wundern, daß es immer noch Leute gibt, die diesen Einwand geistreich finden und sich durch die Tatsache, an der sie hangen bleiben, nicht lieber in ein tieferes Verständnis der Religion hineinführen lassen. Wer aber künstlerischen Interessen huldigt, sollte so viel Zartheit besitzen, mit dergleichen rohem Bilde zum Schlusse eines zweiten Kriegsjahrs das deutsche Volk zu verschonen. Wie viele, die die ihnen auferlegte Last nur im Glauben zu tragen vermögen! Ja unser Volk, würde es die Nerven haben zum Durchhalten, wenn es nicht mitten im grausamsten Geschehen einen höheren Sinn ahnte, hoffte und erlebte! Darum, so gerne wir unsern Künstlern alle Freiheit gönnen: mehr Ehrfurcht vor dem, was über uns ist! Für solche Entgleisungen sind die Zeiten zu ernst. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Versammlungskalender

16. 17. August	Evangelisch-lutherische Konferenz innerhalb der preußischen Landeskirche (Augustkonferenz) Berlin
5. 6. September	Deutsche evangelische Pfarrervereine Cassel
8.—14. Oktober	Jungmädchenwoche Elmau
15.—21. „	Akademische Woche Elmau

V. d. F. C. W.
Nr. 56 ist versandt worden.

Kriegsgetraut
Dr. phil. **Rudolf Mauß** und **Frau Else** geb. **Osterwald**
Enger, den 28. Juli 1916

Geprüfte Lehrerin, (höh. Mädchenschulen) 5 Jahre Praxis, sucht Anstellung in Familie oder Schule. Spezialfach: Französisch und Englisch. Briefe unter **A S** an die Exp. des Blattes.

Alttest. Texte 8.-11. S. p. Trin.
Das **Juli**-Heft der
Pastoralblätter
für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung,
hrsg. von Pfr. Lic. **A. Neuberg**,
ist soeben erschienen.
Probeh. kostenfr., Semester 4,25
Verlag von
C. Ludwig Ungelenk, Leipzig

Lebensberuf

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein bildet ernstgesinnte, evangelische **Töchter gebild. Stände** im Alter von 20—30 J. unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in Kranken-, Gemeinde- u. Wohlfahrtspflege aus. Gepr. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen wird ev. 1/2 Jahr der Ausbildung erlassen. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfragen mit Rückporto an Schwester

Carmen Beyreis, Köln-Lindental
Klosterstraße 63.

Zu kaufen gesucht:
Herzog-Haucks theol. Enzyklopädie. 2.u.3.A.; **Religion i. Gesch. u. Gegwrt.** 5 Bde. (Mohr); **Levy**, hebr. Wörterbch. 4 Bde.; **Nowacks Hdkomm.** z. A. T. kpltt.; **Septuagta.**, ed. Tischendorff-Nestle; Predigtbde. v. Aeschbacher, Benz u. Geyer-Rittelmeyer. ☞ Soeb. erschien. **Kat. 239** (Theologie, Bibl. Prof. Sell, Bonn) steht kostenlos zu Diensten.
Buchhandl. **Alfred Lorentz, Leipzig**, Kurprinzstr. 10.

Ein Liederfrühling ohnegleichen
ist mitten im Kriegsbrausen unserm deutschen Volke aufgeblüht! **„Gott, Kaiser, Vaterland!“** heißt ein Büchlein deutscher Kriegsgedichte von **Joachim Ahlemann**, das im Stiftungsverlag in Potsdam zum Preise von **40 Pf.** (Porto 5 Pf.) soeben erschienen ist. **Reicher Stoff auch für Vorträge!**

Universität Jena
Wintersemester beginnt am 15. Oktober. Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos
Universitätsamt

Bei Krüger & Co. in Leipzig XII, Liebigstr. 9, erschien die 1.—5. Lieferung von:
Der Dienst am Wort. Band XV. XVI.
***Kriegspred. für die festlose** Hälfte des Kirchenj.*
8 Lieferungen je 50 Pfg. Hrsg. von Lic. Dr. J. Rump.
Auf Wunsch zur Ansicht.

Viele Beiträge erster Homileten, u. a. Kons.-Rat Würkert: Beitrag zum ***Jugendsonntag;*** *ferner Benz-Basel, Cordes-Leipzig, Dunkmann-Greifswald, Kalweit-Danzig, Schlatter-Zürich, Tillich u. Vits-Berlin.*

Neu! ***Konfirmandenbüchlein*** *von Pfarrer Lic. Dr. Boehmer-Eisleben.*
Das Büchlein verrät lange Erfahrung seines Verfassers und ist sehr zu empfehlen.
Liz. Jelke in „Der Reichsbote“.
(Preis M. 0,50. Ermässigte Partiepreise.) Auf Wunsch zur Ansicht!

Im Verlag **Gräfe & Unzer,** Königsberg i. Pr., Paradeplatz, erschien:
„Was wir in der Russennot 1914-15 erlebten.“
Zweiter Band. 22 **neue** Berichte ostpreußischer Pfarrer mit 9 Kunstbildern, gesammelt und herausgegeben von **Lic. theol. Rietzki**, Dompfarrer. Ein starker Band **kartoniert 3 Mk.**
(Berichte aus Allenburg, Domnau, Gerdauen, Goldap, Gumbinnen, Lötzen, Lyck, Memel, Nordenburg, Pillkallen u. a. Zehn Monate in russischer Gefangenschaft. Von Pfarrer B.)

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)
Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 440 173 790 M. Vermögensbestand 183 974 494 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1915: 2 479 882 M.
Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von 1/2 % der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.
Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**
Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE
HAUS TANNENBERG HEIDELBERG HAUSACKERWEG 22
(früher **Michelstadt i. O.**)
Eigenes Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage
1. Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.
2. Aufnahme schulpflichtiger Kinder vom 6. Jahre ab in die dem Töchterheim angegliederte Kinderabteilung.

Satzungen über Eintrittsbedingungen und Erziehungsgrundsätze durch die Vorsteherinnen **Chr. Amersbach** und **A. Philippe.**

„Schertlinhaus“ Burtenbach
bei Augsburg-Bayern
Mädchen-Landerziehungsheim
I. Höhere Mädchenschule. 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
II. Haushaltungs- und Gartenbauschule für Töchter gebildeter Stände.
Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt
Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen
Direktion: **Ernst Zech,** Kgl. Pfarrer und Frau **Luise Zech,** geb. Mehl.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.